

III. Methoden und Felder

In der kulturwissenschaftlichen Forschung gibt es heute wenige methodische Zugänge und thematische Felder, von denen eine Europäische Ethnologie behaupten könnte, sie seien ausschließlich ihr Revier und Handwerkszeug. Sowohl in der historischen als auch in der Gegenwartsforschung haben sich in den letzten Jahrzehnten vielfältige Kooperations- wie Konkurrenzverhältnisse zu anderen Fächern ergeben, die scharfe disziplinäre Grenzziehungen schwierig, wenn nicht unmöglich machen. Selbst die alten Kanongegenstände der Volkskunde im Bereich historischer Volkskultur oder dörflicher Lebenswelt sind längst von anderen Fächern entdeckt.

So ist das Profil unseres Faches, jene kognitive Identität der Eigen- und Fremdbilder, auch eher in bestimmten thematischen wie methodischen Zuschnitten zu suchen als in festen Reviermarkierungen. Es sind die spezifischen Fragestellungen und die spezifischen Wege, auf denen Antworten darauf gesucht werden, aus denen sich letztlich eine Handschrift ergibt, die – so scheint mir – sich in vieler Hinsicht immer noch kenntlich von der einer Kulturhistorikerin oder eines Kultursoziologen unterscheidet, die nominell dasselbe Thema bearbeiten. Denn diese thematische wie methodische Offenheit bedeutet keineswegs völlige Beliebigkeit. Gewiß sind wie in jedem anderen Fach immer wieder bestimmte Themen „im Trend“, und es besteht eine Tendenz, sich für alles zuständig zu erklären. Doch legt man die Forschungsergebnisse unseres Faches nebeneinander, jene beeindruckend lange Liste von Publikationen in Form von Magisterarbeiten und Dissertationen, von studentischen Studienprojekten und drittmittelgeförderten Forschungsprojekten, die in letzten zehn Jahren an Instituten für Volkskunde und für Europäische Ethnologie entstanden sind, dann zeichnen sich deutlich Themenstränge ab, die sich intern immer wieder bündeln und nicht nach außen hin auffasern.

Es sind thematische Linien, die nahe an die Lebenswelten und an die kulturelle Praxis der sozialen Akteure heranführen, die soziale Prozesse und Probleme in ihrer Entwicklung nachzeichnen, die gesellschaftliche Orte und Situationen in ihrer historischen Topographie wie in ihrer kulturellen Architektur darstellen, die nicht das statistisch Repräsentative, sondern das kulturell Signifikante und Charakteristische betonen, die den „harten“ Koordinaten „weiche“, differenzierte Schraffuren hinzufügen und die nicht zuletzt Hinweise darauf geben wollen, inwiefern das gewählte Thema neben dem wis-

senschaftlichen auch von gesellschaftlichem Belang ist. Diese Linien verlaufen durch die verschiedensten Themenfelder. Und sie müssen in ihren Bewegungen immer wieder jenen Radius finden, der das Fachkorpus zwar verändert, ohne es jedoch seinen geometrischen Ort verlieren zu lassen. Für diesen Typus volkskundlich-ethnologischer Forschung ist der empirische Stoff selbst gewiß nicht sekundär, aber er wird doch dominiert von der Art der Fragestellungen, der angewandten Methoden und der Darstellung. Dies würde ich „Handschrift“ nennen.

Wenn eine Einführung solche Methoden und Felder vorstellen will, kann sie dies nur im Sinne von Einblicken tun, die in exemplarisch ausgewählte Bereiche führen. Ein systematischer Überblick über die ganze Breite des Faches und seines Forschungsspektrums setzte eine andere Anlage und andere Akzentsetzung voraus. Dazu liegt überdies eine ganze Reihe von älteren wie jüngeren Darstellungen vor, die zwar jede für sich auch keinen Vollständigkeitsanspruch erheben können, zusammengenommen aber einen guten Eindruck von der Breite und Entwicklungsdynamik des Faches vermitteln.⁵² Mein Auswahlgesichtspunkt für den vorliegenden Zweck ist weniger darin begründet, die gegenwärtig ambitioniertesten Themen und Forschungsrichtungen vorzustellen. Vielmehr will ich versuchen, diejenigen methodischen Zugänge und Untersuchungsfelder herauszugreifen, die uns in den Fachpublikationen der letzten Jahre häufig begegnen und in deren Summe sich also jene „Handschrift“ verkörpern müßte, von der ich sprach.

I. Feldforschung: Teilnehmende Beobachtung als Interaktion

Als systematische Form der Kulturerforschung wurde die Feldforschung zunächst – wie erwähnt – in der Völkerkunde entwickelt. Seit den Arbeiten von Bronislaw Malinowski, die in den 1920er Jahren wesentlich zur „methodischen Wende“ in der völkerkundlichen Forschung beitrugen, gilt dort als erkenntnistheoretisches wie methodisches Paradigma, daß Einblicke in andere Gegenwartskulturen nicht mehr über „Quellen aus zweiter Hand“ zu erhalten sind, sondern daß die Quellen selbst gehoben werden müssen, daß ein annäherungsweise Verstehen des Anderen nur gelingen kann, indem man diese andere Kultur aufsucht, in ihr über eine Zeit lebt und dabei Nähe zum Anderen und Distanz zum Eigenen gewinnt. Es war die Geburt eines neuen ethnologischen Blicks, der nicht mehr nur *lesen*, sondern *sehen* lernen will. Diese Vorstellung von der Feldforschung

als dem methodischen wie wissenschaftskulturellen Königsweg dominiert heute sicherlich immer noch in der außereuropäischen Ethnologie: „Durch die stationäre Feldforschung sind der Ethnologie neue wissenschaftliche Standards gesetzt worden, hinter die es heute kein Zurück mehr gibt.“ (Kohl 1993: 113)

Ein kurzer Rückblick auf die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde zeigt demgegenüber, daß deren Annäherung an das Feld anders und zögerlicher verlief. Wenn man sich an das „Modell“ Riehl erinnert, das dann rund ein Jahrhundert galt, an jene „Wanderungen durch Land und Volk“, die in einzelne Regionen führten und bei denen Pfarrer, Lehrer und ältere Dorfbewohner nach ihrem Wissen über lokale Traditionen befragt wurden, dann wird klar, daß hier von Feldforschung in einem systematischen Sinn noch keine Rede sein kann. Riehl und seine Nachfolger, die sich mit dem „Volksleben“ in bäuerlichen Dörfern beschäftigten, versuchten zwar auch, Formen des intensiven Sehens und Beobachtens zu entwickeln. Aber sie lebten nicht in diesen Dörfern, nahmen nicht über einen längeren Zeitraum an deren Alltag teil, und sie begrenzten ihre Gesprächskontakte und Befragungen zumeist auf einen engen Kreis von „Gewährsleuten“, bei denen sie ein gespeichertes Wissen vor allem über „Sitte und Brauch“ vermuteten. Es ging dabei weniger um den lebendigen Alltag als vielmehr um das aus ihm Verschwindende, um das „was gewesen war“. Denn daß diese Traditionen bestanden, daß „Volk“ in „Sitte und Brauch“ gelebt hatte, darüber war man kaum im Zweifel. Von heute aus gesehen, wird man dieses Vorgehen bestenfalls für eine positivistisch beobachtende Empirie halten, die ethnographisch beschrieb, was ideologisch bereits als Bild vorhanden war. Daran ändert auch die durchaus anzuerkennende Tatsache nichts, daß einzelne Forscher – nicht zuletzt Riehl selber – diese „Methode“ für durchaus differenzierte Einblicke in kulturelle Traditionszusammenhänge und für brillante kulturgeschichtliche Essays zu nutzen verstanden.⁵³

Verstehen oder Verfremden?

Erst seit den späten 1950er Jahren kann man auch in der Volkskunde davon sprechen, daß die Methode der Feldforschung systematisch erprobt und umgesetzt wurde. Dies begann – damit quasi in Analogie zur ethnologischen Tradition – im Rahmen von Forschungen über dörfliche Kultur- und Sozialformen, später auch im Zusammenhang städtischer Gruppenkultur- und Milieustudien, wobei die Methode gleichzeitig industriegesellschaftlichen Rahmenbedingungen anzupassen versucht wurde. Heute ist sie vor allem für jüngere ForscherInnen längst zu einem probaten Mittel des Zugangs zu ihrem Forschungsfeld geworden, wenngleich die Dauer des Feldaufenthaltes

meist mit Malinowskischen Zeitbegriffen nicht konkurrieren kann. Dennoch gilt und wirkt auch hier jenes Prinzip der „Fremderfahrung als Selbsterfahrung“ (Kohl 1993: 114), das in vieler Hinsicht erst die nötigen psychischen wie kognitiven Voraussetzungen für interkulturelle Verständigungs- und Verstehensmöglichkeiten schafft.

Andererseits ist die Feldforschung gerade wegen dieser Begründung des Dort-Seins als einer Strategie der kulturellen „Anverwandlung“ methodologisch längst nicht mehr unumstritten. Jenen *native's point of view* zu erreichen, ohne dabei natürlich den eigenen Kultur- und Wahrnehmungshorizont je völlig aufgeben zu können, also die Rolle des Mittlers und Interpreten zwischen zwei kulturellen Welten zu übernehmen, so differenziert und sensibel diese Rolle auch dem Anderen als einem heute nicht mehr „fremd“ Gedachten gegenüber ausgeübt sein mag: diesem Konzept haftet dennoch ein Hauch von paternalistischem Denken an. Denn dieses Andere wird trotz aller Beteuerungen, es selbst zu Wort kommen zu lassen, doch immer wieder in der Sicht der Forscherkultur repräsentiert und objektiviert. Dort kommt es zwar scheinbar zu seinem Begriff und Eigenwert, aber eben nur in dieser fremden Sprache der Forschung, die autoritär ein Verstehen behauptet – ja, fast ein besseres Verstehen als der Andere selbst. „Der Andere sieht nur seine Welt, er zählt nur in seinem Kontext, während der Ethnologe sich den Über-Blick über viele Welten, unterschiedliche Kulturen anmaßt und zutraut.“ (Berg/Fuchs 1993: 37)

Diese Rolle des Dolmetschers und Anwalts scheint bis zu einem gewissen Grad unausweichlich, weil Ethnographie in der Tat nicht nur Beobachtung, sondern immer auch Beschreibung des Anderen im wörtlichen Sinne meint: dessen textliche und bildliche Darstellung, Vermittlung und Verbreitung im Sinne einer stellvertretenden Repräsentation, in der man ihn in einem vorgegebenen Interpretationsrahmen bestenfalls „sprechen läßt“. Und dieser Rahmen – also das Buch, das Foto, der Film – entspricht nun einmal nicht seiner Sprache, seiner eigenen kulturellen Repräsentationstechnik. So steht die ethnographische Beschreibung, obwohl sie subjektiv und intentional meist das Gegenteil bewirken will, immer vor dem Problem des *othering*, der kulturellen Distanzierung und Verfremdung des Anderen: Indem sie ihn als ein Gegenüber beobachtet und beschreibt, schreibt sie ihm zugleich den Status kultureller Differenz zu. Sie konstruiert in ihren Begriffen und Kategorien ein Anders-Sein, das sie dann wiederum zu rekonstruieren vorgibt. Nicht aus böser Absicht, sondern gleichsam aus erkenntnistheoretischer Not: Dem Verstehensversuch muß offenbar ein Versuch des Begreifens vorausgehen, der den Betrachtungsgegenstand „objektiviert“. Erst dann kann dessen Subjektivität in Beziehung zur eigenen gesetzt, in differenzierte

Bilder aufgelöst und in „verstehenden“ Begriffen erklärt werden. Das klingt ein wenig nach der ungeklärten Geschichte von der Henne und dem Ei, doch ist es hier eindeutig die Henne Wissenschaft, die vor dem Ei Forschungsgegenstand gackert.

Konstruktion des Gegenstandes?

Der französische Ethnologe Michel Leiris hat uns bereits vor geraumer Zeit auf diese methodologische Problematik aufmerksam gemacht, als er schrieb: „Wenn die Ethnographie auch fraglos ... ein Höchstmaß an Unparteilichkeit anzustreben hat, so ist es doch nicht weniger unbestreitbar, daß sie als Humanwissenschaft – im Vergleich zu den physikalischen oder biologischen Wissenschaften – noch geringere Distanz für sich in Anspruch nehmen kann. Trotz aller Unterschiede in Hautfarbe und Kultur beobachten wir, bei einer ethnographischen Untersuchung, immer unsere Nächsten, und wir können ihnen gegenüber nicht die gleiche unberührte Haltung einnehmen wie z.B. der Insektenforscher, der voller Neugierde sich bekämpfende oder gegenseitig auffressende Insekten betrachtet. Darüber hinaus ist für die Ethnographie die *Unmöglichkeit*, eine Beobachtung vollständig dem Einfluß des Beobachters zu entziehen, noch weniger zu vernachlässigen als in den anderen Wissenschaften: sie hat hier viel weiter reichende Konsequenzen. Selbst wenn wir annähmen, daß wir uns im Namen der reinen Wissenschaft darauf beschränken sollten, unsere Untersuchungen ohne irgendwelche Eingriffe durchzuführen, so könnten wir doch nichts dagegen ausrichten, daß allein schon die Gegenwart des Untersuchenden innerhalb der Gesellschaft, über die er arbeitet, einen Eingriff darstellt: Seine Fragen, seine Äußerungen, ja der bloße Kontakt schaffen für den Befragten Probleme, die er sich sonst nie gestellt hätte; dies zeigt ihm seine Gewohnheiten in einem anderen Licht, eröffnet ihm neue Horizonte.“ (Leiris 1987: 54)

Noch eine zweite Dimension des forschenden Konstruktionsprozesses ist damit angesprochen. Auch die Feldforschung, die scheinbar gerade die Möglichkeit schafft, in eine bereits vorhandene soziale Situation als Forscher einzutauchen, *konstruiert* sich tatsächlich diese Situation und damit ihren Gegenstand jedesmal neu. Vereinfachend gesagt, bedeutet dies, daß schon die Formulierung einer Fragestellung ein thematisches Profil schafft, das sich so in den anderen Erkenntnisbedingungen der untersuchten Alltagskultur nicht wiederfindet. Denn mit jedem Thema greifen wir bewußt bestimmte Ausschnitte aus einem Feld heraus. Und bereits die Beschränkung auf dieses „Feld“ als gesellschaftlichen Ort formuliert Fragen und Blickrichtungen, die andere Bereiche unbeachtet lassen, verkürzen oder in neue

Zusammenhänge stellen. Wir verleihen dem Gegenstand unserer Fragestellung eine Bedeutung, die außerhalb unserer Forschungswirklichkeit so nicht existiert, die wir aber zur „sozialen Tatsache“ erklären müssen, um überhaupt Ziele, Modelle und Hypothesen formulieren zu können.⁵⁴ Um ein simples Beispiel zu nehmen: Wenn wir uns mit der Jeansmode als einem charakteristischen modernen oder postmodernen Kleidungsstil beschäftigen, dann „dichten“ wir die Jeans natürlich nicht in unsere Alltagswelt hinein; sie haben darin fast überall tatsächlich ihren Platz. Aber wir konzentrieren unsere Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Phänomen, dem wir eine hohe symbolische Bedeutung zuschreiben – etwa in der Rede von der „Jeans-Generation“ –, die es so „verdichtet“ wohl in keiner Lebenswelt besitzt.

Derartige Verschiebungs- und Beobachtungseffekte, die durch unsere Konstruktion eintreten, müssen wir in der Analyse also systematisch berücksichtigen. Diese Effekte wirken in noch höherem Maße, wenn wir eine Person beispielsweise ihre Lebensgeschichte in einem Interview erzählen lassen. Denn erst dadurch – durch unsere Fragen und das Tonbandgerät – wird von vielen Befragten zum ersten Mal überhaupt diese geschlossene Form der Lebenserzählung praktiziert. Wo sonst in ihrem Alltag würde ihnen jemand ein, zwei Stunden lang konzentriert zuhören – nur von kurzen besorgten Seitenblicken auf den Batterielade- und Bandzählerstand abgelenkt? Die lebensgeschichtliche Erzählung ist nichts Fertiges und Gewohntes, sondern sie wird meist erst durch uns evoziert und als etwas Erzählenswertes und Bedeutsames konstruiert. Sie wird auch vielfältige andere Versionen und Varianten erhalten, falls sie später doch in anderen Alltagszusammenhängen ausschnittsweise wieder und neu erzählt wird.

In diesem Sinne meint Feldforschung tatsächlich ein Stück interaktiver und interkultureller Forschung: die praktische Erfahrung nämlich, daß wir ein Bestandteil des Feldes sind und daß wir in diesem Feld etwas bewegen und verändern. Denn sobald wir „da sind“, ist nichts mehr ganz so, wie es vorher war – auch wenn wir es gern „authentisch“ sehen möchten. Dennoch können wir in dieser durch uns veränderten Situation – indem wir sie methodologisch mitbedenken – wichtige Erkenntnisse über die anderen und uns gewinnen.

Rite de recherche?

Das führt zu einem dritten Problem: zur Frage nach der Bedeutung der Feldforschung als Repräsentationsstrategie des Forschers. In den Begriffen der Forscherkultur ließe sich die stationäre Feldforschung nämlich durchaus auch als ein Ritual beschreiben – in Anlehnung an

van Genneps *rites de passage* etwa als *rite de recherche* –, das den Forschungsergebnissen und der Forscherkarriere ihre spezifische Dignität verleihen soll. Jenes Signum, dort gewesen zu sein, der psychisch wie physisch intensiven Erfahrung „vor Ort“, trägt den Charakter eines Authentizitätsstempels, der die Forschungsergebnisse zu einem nicht mehr hinterfragbaren, weil erlebten „Gesamtkunstwerk“ erklärt. Die physische, psychische und biographische Investition der Feldforschung, die zumeist wesentlich aufwendiger ist als im Forschungsprozeß anderer Wissenschaftskulturen, stellt ein symbolisches Kapital dar, das sich dann auch verzinsen muß. Jenes Dort-gewesen-Sein schreibt der Forscherpersönlichkeit und ihrer Arbeit gleichsam charismatische Züge zu. Es verlangt nach öffentlicher Anerkennung der Strapazen und Erkenntnisse, nach dem Ritterschlag, der nur denen zuteil werden kann, die „dort“ waren und die dieses Eintrittsritual dann als Mitglieder „der Zunft“ kontrollieren und verwalten.⁵⁵ So balanciert die Feldforschung als professionelle Geste oft nahe an der Grenze zwischen Methode und Mythos.

Zu diesem Verdacht der Mythenbildung um die Feldforschung hat bereits Malinowski selbst nicht wenig beigetragen. Vor allem nach der posthumen Veröffentlichung von Teilen seiner Feldforschungstagebücher, die das Bild vom „verstehenden Forscher“ trübten, büßten er und seine Methode daher auch manches von ihrem Glanz ein. So nahm sich kürzlich Clifford Geertz den Klassiker selbst vor, um an ihm jene Strategie der Selbst-Authentisierung mit den bissigen Sätzen zu veranschaulichen: „Man muß seinen Bericht glaubhaft machen, indem man seine Person glaubhaft macht. Die Ethnographie nimmt – versteckt in den 20er und 30er Jahren, immer offener heutzutage – eine ziemlich introspektive Wendung. Um ein überzeugender ‚Ich-Zeuge‘ zu sein, muß man, so scheint es, zuerst ein überzeugendes ‚Ich‘ werden. In seinen Schriften charakterisiert sich Malinowski in unterschiedlichen Ausdrücken ... als ‚der zuständige erfahrene Ethnologe und Anthropologe‘, ‚der moderne ethnographische Forscher‘, der völlig fachkundige ‚spezialisierte Feldforscher‘ und der ‚Chronist und Sprecher ... einiger tausend Wilder‘ ... Das wichtigste Verfahren zur Bewältigung der schwierigen Aufgabe, ein überzeugendes ‚Ich‘ zu werden, bestand für ihn nun darin, zwei radikal antithetische Bilder eines derartigen Forschers zu entwerfen. Auf der einen Seite steht der Absolute Kosmopolit, eine Gestalt von derart erweiterten Fähigkeiten zu Anpassung und mitmenschlichem Empfinden, dazu, sich in praktisch jede beliebige Situation hineinzu fühlen, so daß er fähig wird, zu sehen, wie Wilde sehen, zu denken, wie Wilde denken, zu sprechen, wie Wilde sprechen, und gelegentlich sogar so zu fühlen, wie sie fühlen, und zu glauben, was sie glauben. Auf der anderen steht der Vollständige Forscher, eine Gestalt,

die so streng objektiv, leidenschaftslos, gründlich, exakt und diszipliniert, so der frostigen Wahrheit hingegeben ist, daß Laplace dagegen zügellos aussieht. Hohe Romantik und Hohe Wissenschaft, die die Unmittelbarkeit mit dem Eifer eines Dichters ergreifen und davon mit dem Eifer eines Anatomen abstrahieren, in prekärer Verklammerung.“ (Geertz 1993: 81f.)

Dann zitiert Geertz aus jenem *«Tagebuch»* (Malinowski 1986) längere Passagen, mit denen er deutlich macht, wie selten es Malinowski gelingt, diese beiden postulierten „Ichs“ des Forschers zur Synthese zu bringen. Statt Verständnis zeigt sich oft Erbitterung über die „Wilden“, die ihre Sitten und Riten nicht so praktizieren, wie es das Forscherauge gerne hätte. Statt eines emotionslosen, nüchternen Blickes verraten sich in den Zeilen oft einfach Ärger und Unlust über die „Desorganisation“ des Feldes. So liest sich dieses Feldtagebuch doch einigermaßen anders als die analytisch wie literarisch gerundeten und geglätteten Monographien des Begründers der Feldforschung: Weniger die Trobriander als vielmehr jenes Dort-Sein des Forschers erscheint in einem neuen, problematischen Licht. Dieses Zwielficht liegt heute auch über manchen Nachfolgern Malinowskis: über denen, die wenig über ihre alltägliche Feldforschungssituation mitteilen, dafür viele neue und verblüffende Erkenntnisse, wie über jener anderen Gruppe, die sich – gewitzt – eher Malinowskis *«Tagebuch»* zum Vorbild genommen hat und sich fast befindlichkeitsliterarisch nurmehr zum Thema „Ich und das Feld“ äußert. – Der Grat des Königsweges ist schmaler geworden.

„Research up“: *Der Blick nach oben*

Sicherlich geht es bei den methodologischen Problemen der Feldforschung nicht primär um mögliche individuelle Unzulänglichkeiten und Eigenarten, sondern vielmehr um eine nüchterne Abwägung der methodisch zweifellos großen Möglichkeiten, aber auch der Gefahren ihrer Anwendung. Insbesondere geht es um die Frage, ob sie tatsächlich *die* Methode ethnologischen Forschens sein kann und muß. Darauf werden die Europäische Ethnologie und die Volkskunde sicherlich eher die sibyllinische Antwort geben, daß die Feldforschung als Teilnehmende Beobachtung eine überaus wichtige Forschungsmethode ist, jedoch nicht die einzige und alles entscheidende. Aus der volkskundlichen Tradition heraus ist man – wohl stärker als in der völkerkundlichen – daran gewöhnt, auch anderen hermeneutischen Verfahren wie der Text-, Bild- und Sachobjektanalyse und damit auch anderen Wahrnehmungsweisen einen hohen Stellenwert einzuräumen. Das hängt mit den lange Zeit dominierenden Erfahrungen historischer Forschung zusammen, in deren Rahmen die

Menschen vergangener Generationen oft nur an Hand überlieferter Quellen beobachtet und „gehört“ werden konnten. Zudem schenkt man bei Forschungen in Gegenwartsgesellschaften etwa auch den modernen Medien oder alltäglichen Gebrauchsgegenständen wie Gebrauchstexten als Quellen besondere Beachtung, um lebensweltliche Horizonte gesellschaftlich einordnen zu können. Europäische Industriegesellschaften sind immer noch stärker als manche außereuropäischen Gesellschaften durch schriftliche, bildliche und technologische Kommunikationskulturen geprägt.

Welche Methoden eingesetzt werden, hängt also jeweils von der Fragestellung und vom Gegenstand ab. Meist werden die einzelnen empirischen Zugriffe und analytischen Schritte erst unmittelbar im Forschungsprozeß selbst konzipiert, um spezifische, dem besonderen Gegenstand angemessene Lösungswege zu finden.⁵⁶ Dabei finden sich viele Bereiche volkskundlich-ethnologischer Forschung, in denen zunächst ganz „konventionell“ mit historischer Quellen- und philologischer Textarbeit operiert und gar kein Gedanke an Teilnehmende Beobachtung und Feldforschung im strikt ethnologischen Sinn verschwendet wird. Feldforschung verkörpert somit keine methodische „Brille“, die unabdingbar bei jedem Forschungsthema aufgesetzt würde, um dabei als selbstverständliche Lesehilfe zu dienen. Andererseits wäre ohne die „Entdeckung“ der Feldforschung als Methode beispielsweise der inzwischen so vielbeachtete Zweig der Stadtethnologie oder -anthropologie wohl kaum entstanden, der die in diesem Bereich lange Zeit dominierenden Traditionen der Stadtsoziologie mit neuen Perspektiven konfrontiert und sie in vieler Hinsicht entscheidend bereichert hat (Lindner 1990). Die Großstadt als ein Mosaik verschiedenartigster sozialer Räume und kultureller Milieus, unterschiedlichster Wahrnehmungsweisen und Lebensstile, vielfältiger symbolischer Regel- und Bildsysteme, die andererseits und trotz ihrer Unterschiedlichkeit eng ineinander verschränkt sind und darin wiederum übergreifende Züge „urbaner Kultur“ aufweisen lassen: sie ist für uns längst nur noch am Ort, als ein Feld und im Feld angemessen zu erfassen.

So trägt diese methodische Erweiterung des Repertoires dazu bei, daß der Blick einer Europäischen Ethnologie sich inzwischen nicht mehr nur auf die gesellschaftliche Peripherie der dörflichen Lebenswelten und der unteren Sozialgruppen richtet, dorthin, wo man früher stets „das Volk“ vermutete. Indem man sich vermehrt den Zentren gesellschaftlich-kultureller Entwicklung und politischer Macht zuwendet, beginnt sich gegenwärtig vielmehr eine neue Forschungsrichtung des *studying up* oder *research up* herauszubilden, die nicht zuletzt entsprechenden Impulsen aus der amerikanischen Cultural Anthropology folgt.⁵⁷ Dabei wird insbesondere mit den Methoden der

Feldforschung versucht, in innere Bereiche etwa der industriellen Betriebs- und Arbeitskultur, der Medienarbeit und der politischen Kultur oder gar in die exklusiven Etagen von Managern und Bankern vorzustoßen. Soziale Hierarchien und Herrschaftsstrukturen werden nicht mehr nur in ihren kulturellen Auswirkungen und Resultaten beobachtet, sondern sie werden *in the making* untersucht, in ihrem sozialen Entstehungsfeld und als kulturelle Praxis.⁵⁸

Dieses *research up* verändert die Bedingungen der Feldforschung grundsätzlich, weil sich die gewohnte soziale Symmetrie bzw. meist Asymmetrie des Feldes entscheidend verschiebt: Nicht mehr der Forscher allein erscheint als der überlegene Experte und damit als „Herr“ der Situation, sondern die Beforschten sind dies oft mindestens ebensowehr. Mitunter fühlen sie sich sogar als die Überlegenen, vor denen sich Forschungsinteresse und -kompetenz erst einmal zu legitimieren haben.⁵⁹ Die Karten der „kulturellen Begegnung“ im Feld werden hier also neu gemischt. Und mehr noch: In dieser Neuorientierung deutet sich gegenwärtig und fast zwangsläufig auch eine Veränderung der kognitiven Identität des Faches an. Ich kann dies hier nur mit zwei Stichworten andeuten: Einerseits zeichnet sich eine neue theoretische, aber auch gesellschaftspolitische Akzentuierung der wissenschaftlichen Erkenntnisinteressen ab, die stärker als bisher das gesellschaftliche Ganze ins Auge fassen wollen; andererseits wandelt sich das Außenbild des Faches, das dadurch neue Zuständigkeiten und eine öffentliche Expertise für sich reklamiert.

Im Angesicht des Feldes

Feldforschung läßt sich zwar nicht wie eine Gebrauchsanleitung darstellen, nach deren Befolgung entweder das IKEA-Regal auf den Füßen oder der Bastler auf dem Kopf steht. Dennoch möchte ich versuchen, den Kreis der dabei in Betracht zu ziehenden Forschungstechniken gewissermaßen in der Reihenfolge ihres Einsatzes kurz vorzustellen.

Auch wenn der Begriff Feldforschung leicht die Vorstellung assoziieren läßt, man ginge am besten erst einmal unbefangen und unvoreingenommen ins Feld hinein, steht am Beginn solcher Forschung in der Regel doch etwas anderes: zunächst natürlich die Themenwahl sowie die Festlegung eines räumlichen, sozialen oder zeitlichen Untersuchungsausschnitts, dann vor allem eine Vorarbeit, die mehr mit Bibliotheken, Texten und Statistiken zu tun hat als mit anderen Lebenswelten und Menschen. Das erste „Feld“ ist das der Forschungsliteratur. Denn ohne das nötige Vorwissen zum Thema, etwa über wirtschaftliche und gesellschaftliche, über historische oder

geographische Rahmendaten, die aus anderen Studien, amtlichen Statistiken oder Archivquellen zu erschließen sind, würde sich auch der „ethnologische Blick“ meist im Nebel bewegen. Wir müssen den Ausschnitt, den wir als „Feld“ sozialer Handlungen und Beobachtungen wählen wollen, zuvor in seinen größeren Zusammenhängen bestimmt haben, um unsere „Konstruktion“ begründen zu können. Wo in der Gesellschaft die Gruppe steht, die wir untersuchen, wie sie sich sozial, geschlechtlich und altersmäßig gliedert, was ihre Geschichte, ihre wirtschaftliche und berufliche Situation, ihre Sprache und Religion charakterisiert, das ist notwendiges Vorwissen, gleichgültig, ob es sich um eine Jugendgruppe in Berlin handelt oder um eine Dorfgesellschaft auf Sizilien. Auf dieser Grundlage entstehen erste Arbeitshypothesen, also Annahmen und Fragestellungen, die „vor Ort“ bearbeitet und vor allem in ihren Grundlagen überprüft werden sollen. Denn die vorher statistisch oder sekundärliterarisch gewonnenen Daten und Eindrücke sind keineswegs als feststehendes Faktenfundament zu betrachten, sondern in ihrer Perspektive und Deutung stets kritisch zu hinterfragen.

Der zweite Schritt wird dann die genaue Festlegung der Fragestellungen sein und die Überlegung, mit welchen Untersuchungsmethoden dem Gegenstand und den Bedingungen des Feldes am besten gerecht zu werden ist. Dabei wird der Unterschied zwischen einem methodisch „harten“ und einem „weichen“ Vorgehen hier vielleicht am deutlichsten: Während ein auf Repräsentativität ausgerichtetes sozialwissenschaftliches Untersuchungsdesign die Entscheidung über die anzuwendenden Forschungsmethoden weitgehend vorher festlegt, um feste und vergleichbare Ergebnisse zu erhalten, nimmt das „weiche“ ethnographische Vorgehen diese Festlegungen nur als ein vorläufiges Arbeitsprogramm mit ins Feld, das dort noch wesentlich modifiziert werden kann. Auch in diesem Sinne ist die Feldforschungsmethode als „interaktiv“ zu beschreiben, weil sie den Eigensagen des Feldes bewußt weiten Raum und zugleich großen Einfluß auf den Forschungsverlauf einräumt. Dies bedeutet zugleich, daß die theoretische und methodische Klärungsarbeit mit dem Eintritt ins Feld nicht abgeschlossen ist, sondern hier oft erst richtig beginnt (Sperber 1989).

Teilnehmende Beobachtung

Der dritte Schritt wird bei Gegenwartsforschungen dann der Beginn der Teilnehmenden Beobachtung vor Ort sein, der in der Regel und im wörtlichen Sinne die „Teilnahme“ an bestimmten Formen des zu untersuchenden Gruppen- und Alltagslebens über einen bestimmten Zeitraum bedeutet. Wie lange dies dauert und in welcher Rolle dies

geschieht, hängt von den Möglichkeiten und Notwendigkeiten ab, die sich etwa aus der sprachlichen oder kulturellen Distanz ergeben, aus der Fragestellung und der Größe des Feldes, wesentlich auch aus den von den Untersuchten selbst angebotenen Möglichkeiten. Dabei kommt der Eintrittssituation ins Feld eine ganz besondere praktische wie symbolische Bedeutung zu. Zum einen, weil sich da bereits eine erste Balance zwischen den verschiedenen Rollen des Forschers, des Gastes und des Alltagsmenschen herstellt, die für den weiteren Fortgang der Forschung entscheidend sein kann; zum anderen, weil wir dabei eine erste, hohe Schwelle in eine Welt überschreiten, in der wir noch unsicher sind und Orientierungen suchen, ja in der sich Beklommenheit und Angstgefühle einstellen.

Jene „Angst des Forschers vor dem Feld“ hat der Berliner Stadtethnologe Rolf Lindner sehr plastisch beschrieben: „Diese Angst, dieses Allen-Mut-zusammennehmen-und-an-der-Tür-Klingeln kennt sicherlich jeder Novize der Zeitschriftenwerberbranche, bevor er sich zum ausgefuchsten Drücker häutet. Aber dessen Angst scheint berechtigt, weiß er doch, daß er den Leuten etwas andrehen will, und tendiert daher dazu, sein Selbstbild auf den prospektiven Kunden als das Bild zu projizieren, das dieser von ihm hat. Aber warum soll der Forscher Angst haben? Welches Bild macht sich der Forscher von dem Bild, das sich die zukünftigen Interaktionspartner im Forschungsprozeß von ihm machen könnten? (...) In der Tat befindet sich der Wissenschaftler, der sich als ‚Sonderbeauftragter der Wissenschaftlerkultur‘ (Weidmann) ins ungesicherte Terrain der ‚Untersuchungskultur‘ begibt, um von dort Bericht zu erstatten, in einem Dilemma. Er verhält sich, in bezug auf den situationalen Kontext, womöglich völlig unnormale, was die Anwesenden recht schnell bemerken, wenn sie auch womöglich dieses Verhalten nicht so recht einzuordnen wissen. Seine Anstrengungen z. B., natürlich zu wirken, werden als Anstrengungen, *natürlich wirken zu wollen*, sichtbar (und ähneln damit dem Verhalten des ängstlichen Kindes, das im dunklen Keller durch lautes Pfeifen oder Singen sich selbst und dem im Dunklen vermuteten anderen beweisen will, daß es keine Angst hat), und diese sichtbaren Anstrengungen (vom situationspezifischen Mithaltenwollen bis zur kumpelhaften Anbiederei) rufen bei jenen, für die der situationale Kontext tatsächlich ‚natürlich‘ ist, erst Unbehagen oder gar Mißtrauen gegenüber der (noch nicht als Forscher identifizierten) Person hervor (je nach situativem Kontext ist auch eine ganz andere Reaktion der ‚Probanden‘ denkbar; daß sie sich nämlich einen Spaß mit dem ‚komischen Kauz‘ machen, der mithalten will).“ (Lindner 1981: 54f.) Lindners Ratschlag für den Feldzugang lautet daher, offen mit der Forschungsrolle und dem Forschungsinteresse umzugehen – und damit von vornherein eine eigene Rolle im Feld zu bestimm-

men, welche die beiderseitigen Irritationen begrenzbar und kalkulierbar macht.

Zwei Dinge sind dabei nochmals besonders zu bedenken: zum einen die Betonung des Wortes „teilnehmend“, das nicht nur passives Beobachten meint, sondern aktive Teilnahme, um über die Rollen, die dabei eingenommen werden, die anderen wie die eigenen kulturellen Regeln genauer erkennen zu können, die im Feld aufeinandertreffen. Nur so lassen sich kulturelle Schlüsselszenen wie typische Alltagssituationen wahrnehmen, und nur so entfernt sich der Forscher ein Stück weit von den Routinen der eigenen Kultur und gewinnt dadurch mehr Blickfreiheit für die Routinen der anderen wie für deren Reaktionen auf die Forschungspraxis. Zum zweiten bedeutet Feldforschung auch die Übernahme ethischer Verantwortlichkeit für das, was gesehen und was beobachtet wird. Wie weit die Forschungsneugier gehen darf, wo Intimität und Tabu zu respektieren sind, was danach öffentlich mitgeteilt wird, all dies bürdet dem Forschenden eine soziale Verantwortung im Feld auf, die er meist individuell bewältigen muß (Damman 1991).

So muß es neben dem „Recht auf Forschung“ stets auch ein „Recht auf Nicht-Erforscht-Werden“ geben, dessen Respektierung sich nicht in goldenen Berufsregeln fassen, sondern nur in der sozialen Beziehung mit den Beforschten definieren läßt. Auch dies gehört zur Annäherung an den Anderen „in dessen Sicht der Dinge“. Der Tübinger Volkskundler Utz Jeggle fordert: „Es wäre vielleicht zu lernen, daß es Geheimnisse gibt, die auch der Wissenschaftler respektieren soll, will er sich nicht zum Assistenten des Kriminalkommissars degradieren lassen. Diese Art von Datenschutz ist sicher akzeptabel für vielfältige Bereiche der Alltagsforschung, die ja häufig nur eine anspruchsvolle Spielart des Voyeurismus ist. Aber so wie es die Grenze gibt, die der Voyeur nicht ungestraft überschreiten sollte, so gibt es umgekehrt durchaus einen Anspruch der Wissenschaft, Dinge, die als Geheimnis gelten, doch zur Sprache zu bringen. Die Grenzziehung wäre nicht so schwierig, wenn die Grenze zwischen privat und öffentlich wirklich immer die privaten Interessen respektieren und die öffentlichen vertreten würde, aber die ständige Verwischung der Grenze, indem das Sexualeben des Stars öffentlich wird und die Arbeitsbedingungen in der Fabrik privat bleiben, läßt eine einhellige Separation nicht zu und stellt den Wissenschaftler häufig vor die Frage, selbst zu entscheiden, ob es im öffentlichen Interesse ist, private Schicksale nachzuzeichnen, oder ob er nur veröffentlicht, was niemand außer den Betroffenen etwas angeht. Der Kriminalkommissar hat es da leichter als der Wissenschaftler, der keine Täter verfolgt, sondern die Möglichkeiten von Lebensformen untersucht.“ (Jeggle 1984: 105) Und Michel Leiris fügt hinzu: „Ethnologie ist eine Wis-

senschaft, in der sich der Forscher vielleicht persönlicher verbürgt als in jeder anderen Wissenschaft.“ (Leiris 1987: 24)

Damit ist nochmals unterstrichen, daß Feldforschung nicht bedeutet, sich möglichst ungetrübt von theoretischen, methodischen wie ethischen Erwägungen in ein Feld zu begeben, sondern im Gegenteil meint, dort mit der bestmöglichen persönlichen wie wissenschaftlichen Ausrüstung zu beginnen. Feldforschung verkörpert gerade in diesem Sinne Prinzipien einer „Erfahrungswissenschaft“, die dazu auffordern, sich die positiven wie negativen Erfahrungen anderer in ähnlichen Feldern zunutze zu machen, bevor man die Probanden den eigenen Bemühungen aussetzt. Diese haben sich vielfach längst ihren eigenen Reim auf ihre ethnologischen „Betreuer“ gemacht. Bei den Saamen in Finnland, die als „ethnische Minderheit“ oft und gerne untersucht werden, gibt es das Sprichwort, wonach eine typische Saamenfamilie heute aus fünf Mitgliedern besteht: Großmutter, Mutter, Vater, Kind und dem Hausanthropologen.⁶⁰

Quellen, Medien und Techniken

Insofern stellt sich die vierte Frage von selbst: Wie und mit welchen Mitteln sind im Feld Beobachtungen festzuhalten und Forschungsergebnisse zu erzielen – möglichst vielfältig und umfassend? Denn Teilnehmende Beobachtung versteht sich als ein „ganzheitliches“ Verfahren, das versucht, Werte, Regeln, Formen und Praxen einer Gruppe oder Situation möglichst „total“ zu erfassen. Deshalb wird als Feld meist ein überschaubarer Gesellschaftsausschnitt gewählt. Auch hier gilt nachdrücklich jenes „erfahrungswissenschaftliche“ Prinzip: Der allmählichen Einübung in eigene Beobachtungs- und Einfühlungsfähigkeiten kommt entscheidende Bedeutung zu. Und es ist wichtig, diesen Vorgang auch als subjektiven Erfahrungs-, Verunsicherungs- oder Lernprozeß angemessen zu dokumentieren.

Dafür bietet sich eine Palette von Techniken und Hilfsmitteln an, die in unterschiedlicher Gewichtung wohl in jeder Feldforschung angewandt werden. Zum einen ist dies das Forschungstagebuch, das zugleich ein Protokoll der Selbstbeobachtung wie eine Chronik der Beobachtung der Anderen ist. Man muß nicht erst Malinowskis ›Tagebuch‹ lesen, um zu erahnen, daß dies den eigentlichen Werkstattbericht des Forschungsprozesses verkörpern kann, wenn es in der Tat parallel zum Feldaufenthalt täglich oder zumindest in kurzem zeitlichem Abstand zum Erlebten niedergeschrieben wird. Zugleich ist es ein entscheidendes Mittel der Selbstverständigung für den Forschenden, der hier vor allem jene kulturellen Irritationen aussprechen kann, die in der Feldinteraktion meist nur verdeckt oder symbolisch verhandelt werden.

Zum zweiten sind es verstärkt die Bildmedien, die zur Dokumentation des Forschungsprozesses eingesetzt werden, also der Fotoapparat, den auch Malinowski bereits benutzte, oder die Videokamera, die inzwischen an so vielen Forscherhandgelenken baumelt. Ohne hier näher auf die methodologischen Probleme eingehen zu können, die der Einsatz dieser Technik beim Versuch aufwirft, sich ein „Bild vom Anderen“ zu machen, gilt jedenfalls die Feststellung, daß die dabei verfertigten Bilder alles andere als ein neutrales, dokumentarisches Medium sind. Auch sie unterliegen vielmehr den Gesetzen des konstruierenden Blicks und der subjektiven Interpretation, denen das Motiv unterworfen wird. Immerhin sind inzwischen wohl die Zeiten vorüber, in denen unsichtbare Forscher hinter ihrer Kameralinse Bilder vom „authentischen“ Leben im Feld einfangen wollten, in denen man glauben konnte, „Wirklichkeit“ lasse sich einfach dokumentierend abfilmen. Mit dem Objektiv vor dem Auge hat sich im Gegenteil der Forscher gleichsam verdoppelt: Er tritt zugleich als Vertreter der Forscherkultur wie als Regisseur des technischen Mediums auf und inszeniert – indem er sich selbst inszeniert – die Situation. Dieser Umgang mit Bildmedien gehört zu jenem breiten und komplizierten Themengebiet einer Visuellen Anthropologie, die sich mit der Geschichte menschlichen Wahrnehmungsverhaltens beschäftigt und darin auch die Geschichte des Forscherblickes und seiner technischen Hilfsmittel einzubeziehen hat (Chiozzi 1989).

Ein drittes und zentrales Mittel der Teilnehmenden Beobachtung bildet das Interview. Es gibt wohl wenige methodische Instrumente, die in den letzten Jahrzehnten eine so reichhaltige Problem- und Anwendungsliteratur nach sich gezogen haben wie diese Befragungstechnik. Das hängt sicherlich damit zusammen, daß das Interview am stärksten das Gefühl vermittelt, Forschung zu einer wirklichen Interaktion machen zu können, in der die sozialen Akteure selbst zu Wort kommen und auf ihre Bilder und auf ihre Sprache eingegangen werden kann. Daß es dabei inzwischen auch einen disziplinären Erfinderstreit darüber gibt, welches Fach die Methode ursprünglich „entdeckt“ hat, ob die Soziologie in ihren frühen Großstadtstudien, die Ethnologie in ihren Feldaufenthalten, die Geschichtswissenschaft in ihren alltagsgeschichtlichen Forschungen oder die Volkskunde mit ihrem „Gewährsleute-Prinzip“, scheint mir dabei weniger wichtig als die Tatsache, daß sich in diesem methodischen Bereich seit langem ein wirklich interdisziplinärer Dialog zwischen den verschiedensten Forschungsrichtungen und Partnern entwickelt hat, der das methodische Problembewußtsein entschieden fördert.⁶¹

Ob es Gespräche mit einzelnen Akteuren sind oder mit Gruppen, ob es sich um ein biographisches, also auf die lebensgeschichtliche Erzählung konzentriertes Interview handelt, um ein themenzentrier-

tes, das sich um Sachkomplexe strukturiert, oder nur um eine kurze Befragung, die sich unmittelbar aus einer Feldsituation ergibt – das methodische Spektrum ist weit und offen, aber es hat auch seine Regeln, die durchaus ihren Sinn besitzen. Je nachdem, ob mehr der Informationsgehalt oder die Erzählstruktur im Vordergrund stehen, ob individuelle Wahrnehmungen erfragt oder Aussagen verglichen werden sollen, ob die Forscherrolle stärker oder schwächer zu thematisieren ist, sind diese Regeln der Gesprächsführung zu reflektieren, um nachher nicht mit zwar vollen Kassetten, aber analytisch leeren Händen dazustehen. Vorüberlegungen dazu ermöglichen insbesondere Frageleitfäden und Probeinterviews, die das Feld des Erfahrenswerten und die Interviewsituation vorzustrukturieren versuchen – gerade auch im Blick auf die eigene Rolle und auf die Bewältigung jener „Angst vor dem Feld“.

Zu bedenken ist dabei aber auch schon die Seite der Nachbereitung, der Interviewanalyse – auch in ganz praktischer Hinsicht. Interviews müssen verschriftlicht werden, denn das Mithören in der aktuellen Gesprächssituation, die von einer Vielfalt von Einflüssen bestimmt ist, ergibt oft völlig andere Bedeutungen und Deutungen als das spätere, konzentrierte Verschriften und Lesen des Gesprächstextes. Nun bedeutet jede Stunde Interview-Sprechzeit einen Umfang von wenigstens 10 bis 15 Seiten Schreibtext, von der noch aufwendigeren folgenden Stofferschließung und -auswertung gar nicht zu reden. „Interviewzeit“ vervielfältigt sich also in ihren verschiedenen Verarbeitungs- und Bearbeitungsetappen ganz erheblich, und sie stößt damit rasch an inhaltliche wie zeitliche Kapazitätsgrenzen. Auch dieses quantitative Problem ist in der Anlage des Untersuchungskonzepts mit zu bedenken, um nicht später an einen Punkt zu kommen, an dem die nicht mehr zu bewältigende Quantität alle Qualitätsansprüche „erschlägt“.

Daß das Interview in den letzten Jahren als der vermeintlich direkteste und unverzichtbare Weg in die „pralle Wirklichkeit“ gehandelt wurde, hat manchmal den Blick auf seine realistischen Nutzenwendungen wohl etwas verstellt. Denn wir wissen inzwischen, daß diese „Wirklichkeit“ zunächst nur die Situation des Gesprächs und den Moment des Erinnerns selbst meint: Das Gesagte gilt für das und aus dem Hier und Jetzt. Es ist ein bewußtes und deutendes Erzählen über Vergangenes aus der Sicht der Gegenwart bzw. über Gegenwärtiges aus der Sicht des Sprechenden. Dem Wunsch nach kommunikativer Verständlichmachung und sozialer Plausibilität folgend, ist es kein „Wie es war“, sondern ein „Wie es sich/mich darstellt“. ⁶² Daher gilt es immer zu überlegen, wo das Interview wirklich das „ideale“ Zugangsmittel in ein Forschungsfeld bildet, wo es nur begrenzt geeignet ist, und vor allem, wo es durch andere Methoden ergänzt

werden muß. Als Alternativen oder Ergänzungen kommen etwa ethnographische Beobachtungsprotokolle in Frage, in denen systematisch Handlungsräume und Interaktionssituationen dokumentiert werden, entweder um unterschiedliche Praxen vergleichend zu beschreiben oder um über einen längeren Zeitraum hinweg deren Entwicklungen und Veränderungen zu dokumentieren. Ebenso finden nach wie vor Fragebogen ihre sinnvollen Einsatzmöglichkeiten, wenn es etwa um größere Befragungsgruppen geht oder um Themen, bei denen bewußt pointierte Urteile oder klischierte Vorstellungen erhoben werden sollen. Der Vorzug des „harten“ Fragebogens besteht auf dieser Ebene gerade in seinen sonstigen Nachteilen: Durch seine Standardisierung der Frage- und Antwortmöglichkeiten zwingt er zur Vereinfachung der Aussagen, und er löst dadurch wie durch die Möglichkeit der anonymen Beantwortung manche Zunge mehr, als dies manchmal beim Interview gelingt.

Andere ergänzende Verfahren sind vor allem im Bereich der Stadtethnologie entwickelt worden, wie die Methoden des Wahrnehmungsspaziergangs oder der *mental map*, mit denen vor allem die symbolischen Raumorientierungen und die sozialen Beziehungsnetze von Menschen dokumentiert werden sollen. Durch die Begleitung auf Spaziergängen im Wohnviertel oder an Hand von zeichnerischen Darstellungen gewohnter Wege oder vertrauter Orte lassen sich Umriss jener „Karten in den Köpfen“ feststellen, die wir alle in uns tragen und die unser alltägliches Territorial- und Sozialverhalten automatisch strukturieren: die Wege zur Arbeit und zum Einkaufen, die Orte der Unterhaltung und der Freizeit, die „sicheren“ und die „unsicheren“ Territorien. Diese individuell verfaßten mentalen Karten bieten dann die Möglichkeit, kollektive Raumorientierungen und -kodierungen sozialer Gruppen sichtbar zu machen. Aber sie bergen in sich auch die Gefahr, daß solche Räume und Bedeutungen aus ihrem Kontext herausgerissen und symbolisch überhöht werden, weil wir mit diesen Methoden Alltagssituationen nur simulieren, nicht „als Wirklichkeit“ rekonstruieren können.

Wie sich die letztgenannten methodischen Schritte und Wege der Feldforschung in der Praxis anwenden und zugleich in dieser Anwendung reflektieren lassen, zeigt exemplarisch die Studie der Frankfurter Kulturanthropologin Gisela Welz mit dem Titel *Street Life* (1991). Darin werden die ethnischen Organisationsformen, die sozialen Regeln und die kulturellen Muster des „Straßenlebens“ der verschiedenen Bevölkerungsgruppen eines New Yorker Slumgebiets teilnehmend beobachtet und analysiert. Die Straße erscheint dabei als ein öffentlicher Ort, an dem ökonomische wie soziale Überlebensstrategien praktiziert, Hierarchien und Ordnungen des Viertels ausgehandelt werden, Feste wie Konflikte stattfinden, der also als ein

in hohem Maße symbolisch strukturierter und kodierter Beziehungsraum erscheint. Über Interviews, Beobachtungsprotokolle und *mental maps* vermag Welz diese Kodierungen zu erschließen und zu verdeutlichen, wie hier, auf der Straße, alltäglich die sozialen Identitäten vor allem der Migrantengruppen, der Geschlechter oder der Generationen als „Praxis“ ausgehandelt werden. Zugleich wird sichtbar gemacht, wo diese Methoden an Grenzen der Erkundung oder des Verstehens stoßen, wo Feldforschung „draußen“ zu bleiben hat, vor den Türen und Schranken des Innenlebens sozialer Gruppen.

Be-Schreiben

Der letzte Schritt betrifft die Analyse des erhobenen Materials, seine endgültige Strukturierung und die Umsetzung ethnographischer Beobachtung in „ethnologisches Schreiben“. Dabei stellt sich immer wieder neu das Problem, wie einerseits die Erlebnis- und Erläuterungskontexte der sozialen Akteure in der Darstellung zu erhalten sind, ohne daß sie zerrissen und lediglich als Informationssteinbrüche behandelt werden, wie andererseits dennoch interpretierende Strukturen in den Text eingezogen werden können, die sich eben nicht einfach aus der Zusammenstellung von Beobachtungen und „Originaltönen“ ergeben. Patentrezepte für die Lösung dieses Problems gibt es nicht, aber zumindest einige allgemeine Regeln zur Textualisierung ethnographischer Forschungsergebnisse. Sie verweisen uns *erstens* darauf, daß die Sprache und die Erzählstruktur von Quellen- oder Interviewtexten oft mindestens ebensowichtig sind wie deren Informations- und Faktengehalt, daß man diese eigenen Texte also tatsächlich „zu Wort“ kommen lassen muß. *Zweitens* sind aber auch die eigenen Annahmen und Blickwinkel deutlich zu machen, insbesondere das methodische und praktische Vorgehen im Feld, das viel zu oft hinter wohlformulierten Ergebnissen verschwindet. *Drittens* empfiehlt sich gerade für eine Feldstudie eine eher diskutierende Darstellung, die deutlich macht, daß es sich zwar um schlüssige Ergebnisse, aber doch um Interpretationen handelt, denen eine affirmative und hermetische Präsentation schlecht ansteht.

Viertens scheint mir in ethnologischen Texten eine Haltung empfehlenswert, die namentlich der englische Sozialanthropologe Nigel Barley in seinen Büchern immer wieder vorführt, die ihm freilich nicht von allen Fachkollegen positiv angerechnet wird: ein Stück selbstironischer Distanz. Barleys Berichte über seine Feldforschungen sind meist auch Berichte von Pannen, von Mißverständnissen, vom Scheitern im Felde. Sie gehen mit den Forschenden wie den Beforschten nicht immer zart um, verteilen die Komplimente wie die Seitenhiebe aber – wie ich finde – recht gleichmäßig und fair. So

schildert Barley in seinem Buch *«Die Raupenplage»* in fast komödi-antischer Weise, wie er sich auf den Weg zu einem afrikanischen „Stamm“ macht, weil er über ethnologische Buschtrommeln gehört hat, daß dort ganz spezifische Initiationsriten bestünden, bei denen die Brustwarzen von männlichen wie weiblichen Jugendlichen vor dem Eintritt ins Erwachsenenalter beschnitten würden. Das wäre eine ethnologische Sensation, und Barley ist ihr auch auf der Spur, als er nach einigen Verwirrungen endlich auf jenen „Stamm“ trifft, bei dem er tatsächlich Männer und Frauen ohne Brustwarzen sieht. Nun geht es nur noch um die endgültige Dokumentation der Beschnidungszeremonien, und ein neues ethnologisches Sensationsbuch wäre geboren. Doch lassen diese Zeremonien lange auf sich warten. Ungeduldig traut Barley sich schließlich, genauer nachzufragen, als er eine solche „initialisierte“ Frau sieht. Das Ergebnis ist verblüffend: „Alle lachten. Natürlich war sie so zur Welt gekommen. Wer würde sich schon die Brustwarzen abschneiden? So etwas war doch schmerzhaft. Nun war also klar, daß die Ninga, was immer sonst noch mit ihnen passiert sein mochte, jedenfalls Opfer genetischer Mißbildungen waren. Der Klumpfuß und der Zwergwuchs des Häuptlings, der Buckel seines Bruders, die mißgebildeten Brustwarzen bei allen waren insgesamt Folgen ein und derselben angeborenen Abnormität und nicht, wie ich geglaubt hatte, Ausdruck kultureller Symbolik.“ (Barley 1986: 104)

2. Mikrohistorie: Quellenerschließung und Quellenkritik

Daß in dieser Übersicht nach der Feldforschung, die sich primär gegenwartsbezogenen Themen zuwendet, gleich die Mikrohistorie folgt, hat mehrere Gründe. Zum einen soll es die Forderung unterstreichen, daß sich Europäische Ethnologie intensiv auch mit der geschichtlichen Dimension der Kultur zu befassen hat. Denn Gegenwart wird nur verständlich in ihrer geschichtlichen Entwicklung, und Geschichte wird uns in Bildern und Begriffen verfügbar nur durch Fragestellungen aus der Gegenwart – so sehr manche Historiker eine unabhängige „Wirklichkeit“ der Vergangenheit beschwören mögen. Zum zweiten wird historische Forschung in vielen Bereichen längst unter intensiver Einbeziehung ethnologischer und kultur-anthropologischer Perspektiven betrieben. Dabei spielt insbesondere die Erkenntnis eine Rolle, daß auch das historische „Feld“ eine andere Kultur verkörpert, mit der wir in Austausch treten und die damit umgekehrt auch unsere Leseweisen problematisiert und reflektiert: „Daß Untersuchungsstrategien längst nicht immer so aufgehen, wie man sich das ursprünglich ausgemalt hat, daß die Erfahrungen